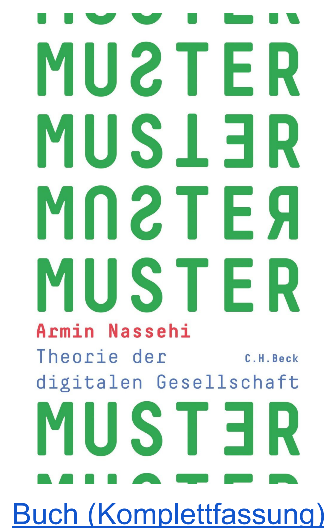
Muster

Theorie der digitalen Gesellschaft

von Armin Nassehi



Buch (Komplettfassung)

Worum geht's?

Die Digitalisierung wird zugleich gefeiert und verteufelt. Für die einen birgt sie Zukunftschancen und weckt Euphorie. Für die anderen verheißt sie Gefahren und schürt Angst vor Überwachung. Obwohl das Thema die Gemüter derart erhitzt, ist der öffentliche Diskurs darüber bisher recht eindimensional, indem er sich vor allem mit den Auswirkungen der Digitalisierung beschäftigt. Doch wie steht es mit deren Ursachen? Wo liegen die Gründe für das unaufhaltsame Fortschreiten der Digitalisierung und welche Funktion erfüllt sie in der modernen Gesellschaft? Diesen Fragen widmen sich die Blinks zu Armin Nassehis Muster (2019).

Wer diesen Titel lesen sollte

Technik- und Soziologie-Interessierte

Menschen, die die Mechanismen der Digitalisierung verstehen wollen

Alle, die sich fragen, wo die Digitalisierung ihren Anfang nahm

Wer das Buch geschrieben hat

VISIT…

LANZAROTE
Caliente.com

Armin Nassehi ist Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo er sich insbesondere mit den Bereichen der Kultursoziologie und politischen Soziologie befasst. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hat er bereits zahlreiche Bücher verfasst und ist Herausgeber der Kulturzeitschrift Kursbuch.

Was drin ist für dich: Die Digitalisierung als historisch-gesellschaftliches Phänomen verstehen.

Wohin wir auch gehen und was wir auch tun – permanent hinterlassen wir Daten. Wir brauchen nur kurz auf unser Smartphone zu schauen, eine Textnachricht an unsere Freunde versenden, die Wettervorhersage überfliegen oder die schnellste Busverbindung zum nächsten Einkaufszentrum erfragen, und schon haben wir eine Vielzahl personenbezogener Daten preisgegeben. Private und staatliche Institutionen speichern diese Daten und verwerten sie.

Vielen Menschen bereitet der digitale Fortschritt daher Unbehagen. Und doch scheint die Digitalisierung unaufhaltbar – trotz aller Kritik verbreitet sie sich unaufhaltsam in unserer modernen Gesellschaft. Aber warum?

Um die Digitalisierung zu verstehen, müssen wir einen Schritt zurücktreten und unseren Blick weiten. Diese Blinks zu Armin Nassehis Buch Muster tun genau das: Sie betrachten die Digitalisierung aus soziologischer und historischer Perspektive. Anstatt bloß die Auswirkungen der Digitalisierung zu beschreiben, gehen sie dem Zusammenhang von Digitalität und moderner Gesellschaft auf den Grund.

In den Blinks erfährst du,

warum künstliche Intelligenz unvernünftig ist,
wieso es Privatheit nicht gibt und
warum unsere Gesellschaft schon seit dem 19. Jahrhundert digital ist.

Die Digitalisierung lässt sich nicht allein anhand ihrer Folgen verstehen, wir müssen auch ihre Ursachen erkennen.

Die Digitalisierung hat längst Einzug in praktisch alle Aspekte unseres Alltags gehalten. Das Abendessen wird per App ins Haus bestellt, das Smartphone navigiert uns durch die Stadt und die sozialen Medien bilden den Dreh- und Angelpunkt unserer Kommunikation. Bald ist wohl auch jeder Kühlschrank, Toaster und Wäschetrockner mit dem Internet verbunden. Aber ist die fortschreitende Digitalisierung Grund zur Freude, eine Gefahr – oder stellen wir die falschen Fragen?

Überall dort, wo die Digitalisierung unser Leben vereinfacht, wird sie enthusiastisch begrüßt. Wo sie unsere Privatsphäre gefährdet, wird sie verteufelt. Doch diese Art der Betrachtung, die sich allein auf die Chancen und Risiken der Digitalisierung richtet, greift zu kurz. Wir

müssen darüber hinaus fragen, was den Siegeszug der Digitalisierung überhaupt ermöglicht hat.

Zwar ist es richtig und wichtig, über die Folgen der Digitalisierung zu diskutieren. Ebenso wichtig ist es jedoch, das Phänomen selbst sowie dessen Ursachen und Hintergründe zu durchdringen. Ansonsten bleibt uns der Kontext der Digitalisierung verborgen. Wir betrachten ihre Erscheinung als losgelöst von unserer Gesellschaft und Geschichte, anstatt sie umfassend zu beleuchten.

Nach diesem Schema verläuft beispielsweise die Debatte um die Zukunft der Arbeit. Wir fragen, welche Auswirkungen die Digitalisierung und Automatisierung auf die Beschäftigung haben werden, wie viele Jobs verschwinden und welche Jobs neu entstehen werden. Das ermöglicht uns zwar, ein paar Antworten über die erwartbaren Folgen, Chancen und Risiken der Digitalisierung zu finden, vernachlässigt aber die Frage nach dem Warum. Diese Betrachtungsweise ist losgelöst von allen gesellschaftlichen Variablen. Sie verrät uns nichts darüber, warum die Digitalisierung überhaupt stattfindet und wie sie so schnell in sämtliche Bereiche unseres Lebens eindringen konnte.

Genau diesen Fragen wollen wir in den folgenden Blinks nachgehen. Um den Ursachen der Digitalisierung nachzuspüren, müssen wir zunächst zutage fördern, welches grundlegende gesellschaftliche Bedürfnis sie erfüllt. Schließlich kann eine Technologie nur erfolgreich sein, wenn sie gebraucht wird. Sie muss also anschlussfähig an die Struktur einer Gesellschaft sein.

Die Eisenbahn zum Beispiel konnte sich in den frühen Tagen der Vereinigten Staaten nur deshalb durchsetzen, weil sie bei der Erschließung Nordamerikas half. Es gab einen Bedarf für schnelle und effiziente Transportmöglichkeiten, und die neuen Kutschen auf Schienen erfüllten diesen Zweck.

Die Frage unserer Zeit ist daher: Welchen gesellschaftlichen Bedarf erfüllt die Digitalisierung? Oder anders formuliert: Für welches Problem bietet die Digitalisierung eine Lösung? Welches ist das Problem unserer Zeit?

Die Antwort liegt verborgen in der Struktur der modernen Gesellschaft.

Die Digitalisierung löst das Grundproblem der modernen Gesellschaft – ihre Komplexität.

Früher war alles besser, heißt es oft. Ob das stimmt, ist fraglich, fest steht jedoch, dass früher zumindest alles einfacher war. Die Welt von heute ist vielschichtig, Menschen auf allen Erdteilen sind auf vielen Ebenen miteinander vernetzt, es scheint, als geschehe alles gleichzeitig. In einem Wort: unsere Welt ist komplex. Diese Komplexität zu bewältigen, ist die Herausforderung der modernen Gesellschaft.

Gesellschaftliche Struktur schafft Klarheit, doch der Preis dafür ist eine Begrenzung der Möglichkeiten. Um für soziale und politische Ordnung zu sorgen, werden Regeln und

Gesetze eingeführt, die persönliche Freiheiten einschränken. In der Vormoderne, also der Zeit bis ca. 1800, wurde die gesellschaftliche Ordnung zudem durch hierarchische Strukturen gesichert.

Der Autor nennt die soziale Ordnung jener Zeit das Oben/Unten-Schema. Durch die Unterteilung der Gesellschaft in ein Oben und ein Unten nämlich fiel die Orientierung leicht. Zusätzlich wurde der Status des Einzelnen über sichtbare Zeichen wie beispielsweise die Kleidung hervorgehoben.

Doch in der Moderne greift das Oben/Unten-Schema nicht mehr, da die Gesellschaften differenzierter geworden sind. Daher wurde das Oben/Unten-Schema von einem funktionalem Schema abgelöst. In diesem neuen Schema bilden nicht länger einfache Hierarchien oder Ständeordnungen die Eckpfeiler der sozialen Orientierung. Vielmehr wird die Gesellschaft in nebeneinander bestehende Funktionsbereiche unterteilt – zum Beispiel Politik, Wirtschaft, Justiz, Wissenschaft oder Religion.

Im Gegensatz zur Vormoderne ist die funktionale Ordnung der Moderne wesentlich unübersichtlicher. Ein Grundproblem der modernen Gesellschaft besteht deshalb darin, die Übersicht wiederherzustellen. Und hier kommt die Digitalisierung ins Spiel, denn sie erlaubt es, die Muster der modernen Gesellschaft erkennbar zu machen – und zwar durch Datenverarbeitung.

Ein einfaches Beispiel digitaler Datenverarbeitung ist die Spracherkennung. Über ein Mikrofon bzw. eine Input-Schnittstelle wird Sprache – also analoge Impulse – in digitale Daten verwandelt und auf einem Bildschirm bzw. einer Output-Schnittstelle zurück in Schrift – also eine andere Form analoger Impulse – übersetzt.

Der entscheidende Mehrwert der Datenverarbeitung besteht nun darin, dass sie komplexe Inputs wie Sprache so stark vereinfacht und vereinheitlicht, dass sie in Form von Datensätzen vergleichbar werden. So werden Muster sichtbar.

Bereits im 19. Jahrhundert war man sich dem Wert von Daten bewusst. Statistische Verfahren wie etwa Volkszählungen erlaubten Bevölkerungsprognosen, ließen die Zahl der Wehrpflichtigen bestimmen oder die Lebensmittelverteilung in Kriegszeiten ermitteln. So gesehen ist unsere Gesellschaft schon seit Beginn der Moderne digital und lässt sich auch nur anhand von Daten bewältigen, die aus der Komplexität individuellen Verhaltens Muster herauskristallisieren.

Daten sind eigensinnig und dynamisch – und sie verdoppeln die Welt.

Daten sind das Material der Digitalisierung. Bei jedem Foto, das wir posten, und jeder Bestellung beim Online-Versandhändler fallen Daten an. Doch was zeichnet die Daten aus? Es sind zwei entscheidende Merkmale: Sie sind eigensinnig und dynamisch.

Oberflächlich betrachtet, sind Daten bloße Ziffern, Zeichen oder Buchstaben und somit ganz und gar bedeutungslos. Erst indem sie sich auf Dinge in der Welt beziehen, werden sie

bedeutungsvoll. Dies lässt sich mit den neuronalen Impulsen im menschlichen Gehirn vergleichen. Für sich genommen erzeugen die verschiedenen elektrischen Impulse noch kein Abbild eines Gemäldes oder den Klang einer Melodie. Ebenso ergeben einzelne Daten in einem Computer noch kein Foto und keine Online-Bestellung. Sie sind eigensinnig, insofern sie auf keinen konkreten Sinn in der Welt verweisen, sondern einzig und allein auf sich selbst.

Hierin liegt die große Stärke von Daten. Gerade weil sie als Ziffern oder Zeichen so radikal reduziert sind, können sie zusammengefügt zu großen Datensätzen unterschiedliche, komplexe Strukturen bilden. So werden sie dynamisch. Ähnliches passiert in unserem Gehirn: Verschiedene Sinneseindrücke werden in elektrische Impulse, also Daten, umgewandelt, diese werden miteinander kombiniert und erzeugen so die komplexen Formen unserer Wahrnehmung wie Picassos Guernica oder Mozarts kleine Nachtmusik.

Die radikale Reduziertheit von Daten hat noch weitere Vorteile. Zum einen ist die datenbasierte Kommunikation kaum anfällig für Störungen. Denn wenn es nur „0“ oder „1“ bzw. „an“ oder „aus“ gibt, sind Missverständnisse unwahrscheinlich. Zum anderen können Daten nicht nur zu komplexen Informationen kombiniert werden, sie machen diese auch vergleichbar. Wenn alles aus den gleichen Grundbausteinen – nämlich aus Nullen und Einsen – besteht, kann auch alles miteinander verglichen werden.

Indem Daten sich auf die Welt beziehen und diese abbilden, „verdoppeln“ sie die Welt außerdem. Allerdings bilden sie die Welt nie so ab, wie sie wirklich ist. Eine „Welt da draußen“ gibt es für Daten nicht. Dadurch können sie beliebig neu kombiniert und zu fiktiven oder abstrakten Welten geformt werden.

Das lässt sich am Beispiel der Schrift verdeutlichen, die die Welt in ähnlicher Weise verdoppelt. Nehmen wir das Wort „Berg“, das den echten Berg verdoppelt, den es bezeichnet, ohne jedoch ein echter Berg zu sein. Dadurch kann es mit anderen Wörtern zu einem neuen Sinn kombiniert werden, ohne wortwörtlich Berge zu versetzen.

Daten ermöglichen Vielfalt durch Einfachheit.

Als Pixel in einem Bild, als Text in einem Artikel oder als Noten in einem Song – Daten erscheinen in allerlei Form und Gestalt. Doch was macht sie so vielseitig? Die Antwort lautet: ihre Einfachheit. Aber beginnen wir von vorn.

Daten sind diskret. Der Begriff „diskret“ stammt vom lateinischen „discernere“ ab, was wörtlich übersetzt „unterscheiden“ bedeutet. Daten sind also eindeutig zu unterscheiden. Die kleinste digitale Einheit ist dabei das sogenannte „binary digit“ – oder kurz: „Bit“ –, welches entweder den Wert 1 oder 0 im binären Zahlensystem codiert. Im Computer wird dieser Wert durch einen der beiden Spannungszustände realisiert, entweder Strom an oder Strom aus. Dazwischen gibt es nichts.

Die Unterscheidung zwischen „an“ und „aus“ bzw. 1 und 0 ist die einfachste Möglichkeit, eine Differenz zu markieren. Aus vielen Kombinationen solcher Differenzen wiederum ergibt

sich Vielfalt. So besteht die nächstgrößere digitale Einheit, ein Byte, aus acht Bits. Mit diesem lassen sich nicht mehr nur zwei, sondern bereits 28 oder 256 verschiedene Zustände beschreiben. Kilobytes, Megabytes und Gigabytes erlauben schließlich die Übertragung komplexer Informationen, wie zum Beispiel von Audio- und Videodateien.

Je einfacher also die Grundcodierung ist, desto mehr Kombinationsmöglichkeiten gibt es, was wiederum eine große Vielfalt ermöglicht. Das gilt übrigens nicht nur in der digitalen Welt der Daten, sondern auch in der modernen Gesellschaft. Auch diese folgt dem Prinzip der Vielfalt durch Einfachheit, indem sie zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Funktionsbereichen differenziert.

In der Vormoderne hatte noch jede Person ihren durch Stände- und Hierarchieordnung fest zugewiesenen Platz. In der modernen, ausdifferenzierten Gesellschaft muss Ordnung hingegen durch neue Regeln hergestellt werden. Diese Regeln ergeben sich durch einfache Codierungen. So operiert die Wirtschaft beispielsweise auf Basis des binären Codes „zahlen" oder „nicht zahlen". Wer zahlt oder nicht zahlt, handelt wirtschaftlich. Alles andere ist irrelevant.

In gleicher Weise operiert die Politik nach dem Code von „Macht" oder „nicht Macht", die Wissenschaft beruht auf der Unterscheidung zwischen „wahr" und „nicht wahr", und selbst die Kunst kann in das binäre Schema von „schön" und „nicht schön" eingeordnet werden. Die radikale Einfachheit dieser gesellschaftlichen Codes erlaubt dabei eine schier unbegrenzte Vielfalt von Handlungsformen, gerade weil es neben diesen Codes keine Beschränkungen gibt.

Der wirtschaftliche Code von „zahlen" oder „nicht zahlen" beispielsweise lässt sich auf die verschiedensten Dinge anwenden, auf Waren, Dienstleistungen, Spekulationsobjekte und vieles mehr. Für die Anwendung des Codes ist es unerheblich, wofür genau gezahlt wird.

Die funktional differenzierte Gesellschaft ist somit eine digitale Gesellschaft. Doch welche Rolle kommt dabei der Technik zu?

Technik überzeugt dadurch, dass sie funktioniert.

Was haben eine Dampfmaschine, ein Auto und ein Supercomputer gemeinsam? Richtig: Sie funktionieren. Doch reicht das Funktionieren bereits aus, damit sich eine Technik bewährt?

Technik ist, nüchtern betrachtet, bloßes Mittel zum Zweck. Sie hat keine andere Aufgabe, als zuverlässig zu tun, was sie tun soll, also möglichst störungsfrei zu funktionieren. Das bedeutet in anderen Worten, dass Technik bei unverändertem Input immer den gleichen Output produzieren soll. So, wie eine Dampfmaschine immerfort die gleichen Bewegungen ausführt, wenn man ihr nur stetig Wasser und Hitze zuführt. Dabei mag die spezifische Anwendung der Dampfmaschine variieren, die strikte Kopplung von Input und Output bleibt jedoch erhalten.

Dieses sture Funktionieren entbindet Technik von Zustimmung, denn was funktioniert, braucht dafür kein Einverständnis. Gerade weil eine Technik funktioniert, setzt sie sich durch, und je selbstverständlicher wir sie gebrauchen, desto schneller verbreitet sie sich und entwickelt sich weiter.

Wir sehen das am Beispiel des Computers. Zu der Zeit, als in Forschungslaboren an den ersten Rechnern geschraubt wurde, konnte sich noch niemand vorstellen, wofür Privatpersonen eine solche Kiste gebrauchen könnten. Aber die Rechenmaschinen funktionierten zuverlässig, entwickelten sich rasant weiter und heute tragen fast alle von uns einen smarten kleinen Rechner in der Hosentasche.

Nichtsdestotrotz kann Technik auch Unbehagen hervorrufen. Dies geschieht, wenn sie „intelligent" wird, also selbst zu lernen beginnt und womöglich eigenständig Entscheidungen trifft. Solange Technik nach dem Prinzip der strikten Kopplung von Input und Output operiert, produziert sie erwartbare Ergebnisse. Sobald ihre Ergebnisse aber unvorhersehbar werden und das klassische Input-Output-Schema nicht länger gilt, wird sie anfällig für Kritik.

Selbst komplizierte Digitaltechnik funktioniert zunächst noch nach dem bekannten Prinzip. Der Prozessor in einem Laptop etwa verarbeitet Befehle und führt sie immer gleich aus. Allein die Leistung des Prozessors ist variabel. Sie kann verbessert werden, sodass noch mehr Befehle noch schneller ausgeführt werden.

Intelligente, selbstlernende Technik produziert im Gegensatz dazu mit jedem neuen Input potenziell einen neuen Output. Das wirft moralische Fragen auf. Was zum Beispiel geschieht, wenn ein autonom fahrendes Auto vor einer schwierigen Entscheidung steht? Wie sollte es im Zweifelsfall reagieren, wenn es ein Kind gefährden müsste, um einem Rentner auszuweichen? Intelligente Technik bereitet Unbehagen, wenn sie eigene Entscheidungen trifft, die reale Konsequenzen haben.

Künstliche Intelligenz ähnelt menschlicher Intelligenz und ist ihr doch nicht ebenbürtig.

Künstliche Intelligenz bereitet vielen Menschen Unbehagen. Die Vorstellung von Maschinen, deren Intelligenz der menschlichen ebenbürtig ist oder ihr gar den Rang abläuft, beschwört dystopische Zukunftsvisionen herauf. Aber wie wahrscheinlich ist es, dass künstliche Intelligenz den menschlichen Verstand in absehbarer Zukunft ersetzt?

Künstliche Intelligenz beruht auf Algorithmen, also einem formalen System. Bei der menschlichen Intelligenz handelt es sich hingegen um ein natürliches System. Unser Denken ist nicht allein auf formale Logik beschränkt. Wir kennen Emotionen und Handlungsspielräume und gelangen so auf Gedankenwege, die sich mit bloßen Algorithmen nicht darstellen lassen.

Während wir Menschen erlebte Sinneserfahrungen verarbeiten, tut künstliche Intelligenz letztendlich immer noch das, wofür sie programmiert wurde. Nichtsdestotrotz kann sie Unvorhergesehenes hervorbringen.

Im Gegensatz zu klassischer Technik nimmt künstliche Intelligenz neue Formen an. Mithilfe des sogenannten „Deep Learning“ verarbeitet sie Daten auf mehreren Ebenen gleichzeitig und verbindet diese durch Knotenpunkte. So schaut beispielsweise eine Objekterkennungssoftware auf einen Gegenstand aus mehreren Perspektiven zugleich und verbindet diese unterschiedlichen Blickwinkel durch Knoten wie „rechts“, „Mitte“ und „links“ an den Stellen, wo sich die Perspektiven überschneiden.

Allerdings sind die verschiedenen Ebenen nicht vorprogrammiert, sondern werden von der künstlichen Intelligenz selbst bestimmt. So unterscheidet beispielsweise eine Spracherkennungssoftware eigenständig zwischen Wort und Nebengeräusch bzw. zwischen Information und Störung. Somit geht künstliche Intelligenz über das einfache Erkennen und Abgleichen bekannter Muster hinaus. Sie passt sich bestmöglich der selbsterzeugten Wirklichkeit an und bringt auf diese Art unvorhersehbare Ergebnisse hervor.

Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass die Struktur künstlicher Intelligenz jener der funktionalen Gesellschaft ähnelt. Beide operieren auf unterschiedlichen Ebenen gleichzeitig, auf denen jeweils verschiedene Aufgaben eigenständig erledigt werden, wofür es keiner zentralen Steuerung bedarf.

Stellen wir uns zur Veranschaulichung einen Scanner und einen Drucker vor: Um ein Dokument zu scannen und anschließend eine Kopie davon zu drucken, ist der Umweg über einen zentralen Rechner überflüssig. Scanner und Drucker können als eigenständige Einheiten direkt miteinander kommunizieren und so effizient Daten austauschen.

Ähnlich verhält es sich in der modernen, funktionalen Gesellschaft. Aus Gründen der Effizienz agieren die verschiedenen Bereiche weitgehend autonom und tauschen Informationen direkt miteinander aus. So berät beispielsweise die Wissenschaft die Politik, und die Politik fördert die Wissenschaft. Aber weder muss die Wissenschaft selbst Politik, noch die Politik selbst Wissenschaft betreiben.

Durch das Internet wird die funktionale Gesellschaft übersichtlich und wirtschaftlich verwertbar.

Das Internet ist Sinnbild für die digitale Welt. Statt wie früher am Frühstückstisch zur Tageszeitung zu greifen oder das Radio einzuschalten, genügt uns heute unser Smartphone für unser morgendliches Update. Über das Internet tauschen wir uns aus, wir erfahren die neuesten Nachrichten und ob sich über uns eine Regenwolke zusammenzieht. Doch was unterscheidet das Internet von früheren Massenmedien wie Zeitung und Radio?

So wie die Digitalisierung ganz allgemein, verschafft uns auch das Internet Orientierung. Zunächst erfüllt es dieselben Funktionen wie auch Radio oder Zeitung, indem es Komplexität bewältigt. In ähnlicher Weise wie Zeitungen in Rubriken untergliedert sind und so die Vielfalt der Welt handhabbar machen, erlaubt auch das Internet eine Strukturierung der Welt. Es gibt personalisierte Feeds, Chats oder Foren zu bestimmten Themen oder

Meinungen, und Suchmaschinen wie Google oder Enzyklopädien wie Wikipedia bereiten gesuchtes Wissen für uns auf.

Im Gegensatz zu den klassischen Medien geht das Internet jedoch noch einen Schritt weiter, indem es Dynamik in Form von offener Teilnahme erlaubt. Nutzer sind nicht bloß Empfänger, sondern auch Sender. Jeder kann eigene Texte, Fotos oder Videos verbreiten, Nachrichteninhalte kommentieren, Freude, Spott oder Zorn kundtun.

So entwickelt sich über das Internet eine lebendige, dynamische Kommunikation, die angesichts der schieren Anzahl aktiver Sender allerdings paradoxerweise wieder überschaubarer wird. Einerseits schafft das Internet Orientierung in einer zunehmend komplexen Welt, andererseits erzeugt es selbst Komplexität. Das Internet schafft Raum für eine nie da gewesene Vielfalt von Meinungen, aber hilft uns gleichzeitig, diese überwältigende Vielfalt zu bewältigen – etwa, indem wir sehen, wo ein Kommentar gepostet wurde und wie viele Likes oder Retweets er erhielt.

Das Internet tut jedoch noch mehr. Neben dem Schaffen und Bewältigen von Komplexität erzeugt es „Sinnüberschuss“. Social-Media-Plattformen sind dafür ein Beispiel, denn sie fabrizieren über ihren ursprünglichen Sinn hinaus einen Überschuss, der wirtschaftlich genutzt werden kann. Eine Bohrmaschine etwa hat allein einen Sinn: Sie bohrt Löcher, nicht mehr und nicht weniger. Im Gegensatz dazu dienen Social-Media-Plattformen zwar ursprünglich der Kommunikation, gleichzeitig generieren sie aber auch Daten, die ihrerseits verkauft und verwertet werden können.

Somit ist der wirtschaftliche Nutzen von Daten ein Sinnüberschussgeschäft. Die Plattform Instagram zum Beispiel erlaubt ihren Nutzerinnen und Nutzern, Bilder zu teilen. Für diese Funktion sind die dabei anfallenden Daten unerheblich. Für Marketingzwecke sind sie jedoch Gold wert, denn sie zeigen Muster im Nutzerverhalten auf.

Doch was bedeutet es für unsere Privatsphäre, wenn unsere Daten zu Gold werden?

Die Privatheit in der digitalen Gesellschaft muss nicht gerettet, sondern neu gedacht werden.

Ob Vorratsdatenspeicherung, geheimdienstliche Überwachung oder Self-Tracking – die Erhebung und Auswertung personenbezogener Daten entfacht immer wieder Diskussionen um Privatheit. Doch was ist damit eigentlich gemeint? Und ist Privatheit in der digitalisierten Gesellschaft überhaupt noch möglich?

Das massenhafte Abschöpfen personenbezogener Daten, das mit der Verbreitung digitaler Technologien einhergeht, wird zunehmend als Bedrohung empfunden. Nutzerinnen und Nutzer zeigen beispielsweise eine wachsende Sensibilität dafür, dass ihre Daten von Social-Media-Unternehmen zu undurchsichtigen wirtschaftlichen oder politischen Zwecken verwendet werden. Sie beklagen daher den Verlust ihrer Privatheit und versuchen diese zu retten.

Überwachungstechniken sind jedoch nichts Neues. Bereits seit Beginn der Moderne wurden sie eingesetzt, um eine Normalität der gesellschaftlichen Lebensführung herzustellen. So war etwa die amtliche Statistik eine einfache Form der Überwachung, mit deren Hilfe Institutionen wie das 1872 gegründete „Statistische Amt des Deutschen Reiches" begannen, die Handlungsräume der Bevölkerung zu vermessen und zu steuern.

Statistische Erhebungen und das Aufstellen normativer Standards gehen seitdem Hand in Hand. Denn wenn bekannt ist, in welchem Alter die Menschen im Schnitt heiraten und wie viele Kinder durchschnittlich in jeder Familie geboren werden, orientieren sich staatliche Institutionen daran, reproduzieren dadurch diese Standards und erheben sie zur Norm. So wird eine „Normalität" geschaffen, an der sich die Bevölkerung ausrichtet und sich selbst dementsprechend kontrolliert.

Diese Art Kontrolle durch Selbstkontrolle bezeichnet der Autor als „Privatheit 1.0". Sie räumte den Menschen zwar persönliche Freiheiten ein, dennoch sollte die Bevölkerung wollen, was der Norm entsprach. Vor diesem historischen Hintergrund fordert uns die Digitalisierung auf, unsere Vorstellung von Privatheit zu überdenken.

Bereits Privatheit 1.0 wurde also durch staatliche Kontrolle beeinflusst. Die heutige „Privatheit 2.0" unterscheidet sich jedoch insofern, als Daten nun nicht mehr nur zu den Zwecken verarbeitet werden, zu denen sie erhoben wurden. So werden die zu Kommunikationszwecken erhobenen Daten auf Social-Media-Plattformen zusätzlich für Werbung oder politischen Wahlkampf verwendet.

Anstatt also eine „authentische" Privatheit zu retten, die es so nie gegeben hat, sollten wir Privatheit grundsätzlich neu betrachten und ausloten. Dabei müssen wir uns fragen, ob sich Privatheit überhaupt vor staatlicher Einflussnahme schützen lässt. Und wir sollten darüber nachdenken, welche Regulierungen sinnvoll sind, wenn eine umfassende Datenerhebung sowieso unumgänglich ist.

Zwar ist die Kritik an massenhafter Datenerhebung und -verarbeitung gerechtfertigt. Dennoch sollten wir deshalb keiner romantisierten, falschen Vorstellung von Privatheit anhängen.

Zusammenfassung

Die Kernaussage dieser Blinks ist:

Die Digitalisierung ist keine fremdartige Erscheinung, die aus dem Nichts heraus über unsere Gesellschaft hereinbrach. Tatsächlich gibt es die Mechanismen, die der Digitalisierung zugrunde liegen, bereits seit der Moderne. Die Digitalisierung ist die Antwort auf das grundsätzliche gesellschaftliche Bedürfnis nach Struktur und Ordnung in einer immer komplexer werdenden Welt.

Buch bei Amazon